

Sebastian Haffner: „Abschied“

Eine Liebe in Paris

Von Christoph Schröder

Büchermarkt, 01.06.2025

Sebastian Haffner war einer der bedeutendsten Historiker und Publizisten des 20. Jahrhunderts. Seine Bücher öffneten die Augen für historische Kontexte und große Zusammenhänge. Nun ist mit „Abschied“ ein Roman aus dem Nachlass Sebastian Haffners erschienen, den der Autor im Jahr 1932 innerhalb eines Monats geschrieben hatte. Es ist eine schöne berührende Liebesgeschichte in Paris, die zugleich mit der bedrohlichen Atmosphäre der Zwischenkriegszeit aufgeladen ist.

Geboren wurde Sebastian Haffner im Jahr 1907 unter dem Namen Raimund Werner Martin Pretzel. Das Pseudonym Sebastian Haffner, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1999 führte, wählte er Anfang 1940 anlässlich der Veröffentlichung von „Germany. Jekyll and Hyde“. Der Name Sebastian Haffner war zum einen eine Hommage an den Komponisten Johann Sebastian Bach, zum anderen an die 35. Sinfonie von Wolfgang Amadeus Mozart, die den Namen „Haffner-Sinfonie“ trägt.

An dieser Namenswahl lässt sich zweierlei ablesen: Eine intensive Hinwendung des promovierten Juristen zu Kunst und Kultur und seine tiefe Verankerung im deutschen Bildungsbürgertum. Die Identifikation als Deutscher hat Haffner niemals in Frage gestellt, auch wenn er, wie er selbst sagte, im Exil einen gewissen englischen Patriotismus entwickelt habe. So äußerte Haffner in einem Gespräch mit dem Deutschlandfunk im Jahr 1983:

„Es gibt die deutschen Lebensgewohnheiten, die deutsche Küche, die vielen Brotarten, die vielen Wurstarten – nicht zu unterschätzen. Im Ausland vermisst man das. Und es gibt die Deutschen noch, und wolle Gott, dass es sie auch noch nach hundert und zweihundert Jahren gibt und sie nicht durch irgendeinen furchtbaren Unglücksfall, an dem sie selbst wieder schuldhaben könnten, sich ausrotten lassen.“

Eleganter Stil, politische Hellsichtigkeit

Sebastian Haffner ist Zeit seines Lebens ein feinsinniger und aufmerksamer Leser geblieben. Seine bislang veröffentlichten Bücher zeichnen sich durch einen klaren, eleganten, von Wissen gesättigten Stil aus. Haffner dachte in großen,

Sebastian Haffner

Abschied

Hanser

192 Seiten

24,00 Euro

epochenübergreifenden kausalen Zusammenhängen, aus denen er historische Entwicklungen ableitete. Seine Bücher sind bis heute Augenöffner. Dieses Überblickswissen, verbunden mit einem feinen Sprachsensorium, ist der Grund für Haffners politische Hellsichtigkeit. Als die „Geschichte eines Deutschen“ im Jahr 2000 posthum veröffentlicht wurde, zweifelten Historiker die Echtheit des Entstehungsdatums an. Begründung: So früh habe niemand den Aufstieg der Nationalsozialisten so tief analysieren und Hitlers Fall inklusive dessen Suizid voraussagen können. Diese Zweifel konnten schnell widerlegt werden. Wie sprachsensibel Haffner war, dokumentiert auch ein Auszug aus einem Gespräch über „Weltbürgertum und Nationalismus“, so der Titel, das Haffner im Jahr 1978 führte:

„Wenn sie die Früh-Nationalisten der napoleonischen Zeit lesen, also Fichte, Ernst Moritz Arndt, Kleist, dann fällt Ihnen auf, dass da plötzlich ein ganz neuer Ton in die deutsche Literatur hineinkommt. Ein fanatischer Ton, möchte ich sagen. Wenn Sie die deutschen Klassiker, die im Allgemeinen eine Generation älter waren, lesen, Goethe, Lessing, Herder, den ich auch dazu zählen würde, aber darüber lässt sich streiten, Schiller – dann hören Sie einen ruhigen und edlen Ton. Wenn Sie dann Kleist und Ernst Moritz Arndt lesen, dann hören Sie einen hysterischen Ton, der in seiner Hysterie und seinem Fanatismus auch etwas Mitreißendes oder Verführendes hat. Das ist zuzugeben, das waren ja auch große Männer.“

Schon in jungen Jahren hatte Sebastian Haffner, präziser gesagt: Raimund Pretzel, es sich zum Ziel gesetzt, Schriftsteller zu werden. Doch der Vater, ein Pädagoge und Beamter im preußischen Kulturministerium, drängte den Sohn zur Aufnahme eines Jurastudiums. Die literarischen Ambitionen des jungen Raimund Pretzel waren dem Vater suspekt. Pretzels Debüt „Die Tochter“ erschien im Jahr 1929 als Fortsetzungsroman in einer Hamburger Zeitung. Die geplante Buchveröffentlichung scheiterte am Konkurs des Verlags. Die publizistische Karriere Haffners nahm trotzdem Fahrt auf, nicht aber die literarische. Wie ist es zu erklären, dass nun ein abgeschlossenes Romanmanuskript Sebastian Haffners mit so großer Verspätung publiziert wird? Haffners Sohn, der heute 87-jährige Mathematik-Professor Oliver Pretzel, erklärte in einem Interview das Zaudern im Hinblick auf die Veröffentlichung von „Abschied“ mit der Sorge der Erben um den Ruf des Vaters als Historiker.

„Abschied“ ist in seinem Stil, seinem Duktus, seinem Blick auf die Welt, das genaue Gegenteil dessen, was man sonst an Haffner so sehr schätzt. „Abschied“ wurde, so ist es auf dem Manuskript vermerkt, im Zeitraum vom 18. Oktober bis 23. November 1932, also in einem extrem kurzen Zeitraum, geschrieben. Die nun veröffentlichte Fassung folgt dem handschriftlichen Manuskript. Die analytische Distanz, die Souveränität des alles überblickenden Epochendeuters, fehlt „Abschied“ komplett. „Abschied“, und das ist die große Stärke dieses Textes, lebt von seiner Unmittelbarkeit. Die Zeit und deren Verschwinden und Verstreichen ist ein Hauptmotiv des Romans.

Pariser Boheme im Jahr 1931

Der Autor erzählt in „Abschied“ von einem Wochenende in Paris im Frühjahr 1931. Der junge Jurist Raimund Pretzel hat zwei Wochen in der französischen Hauptstadt verbracht. Dort hat er Teddy besucht, seine große Berliner Liebe, die Deutschland den Rücken gekehrt hat und nun an der Sorbonne studiert, in einem Hotel im Quartier Latin lebt und dort gemeinsam mit

einigen anderen gestrandeten Figuren ein Boheme-Leben führt. Auch Teddy ist eine reale Figur. Sie hieß Gertrude Joseph und war die in Wien geborene Tochter eines jüdischen Ehepaares. Haffners „Geschichte eines Deutschen“ endet tief melancholisch mit dem letzten Besuch Teddys im Berlin des Jahres 1933:

„Sie kam und war auf einmal da, als wäre sie nie weggewesen. Und brachte Paris mit. Pariser Zigaretten, Pariser Magazine, Pariser Neuigkeiten und unnachweisbar und unwiderstehlich wie ein Parfüm die Luft von Paris. Eine Luft, die man atmen konnte und gierig atmete.“

Dieser Besuch in der alten Heimat ist für Teddy wie auch für Haffner selbst ein Schockerlebnis, weil Teddys Reaktion auf die Zustände im nationalsozialistischen Deutschland Haffner selbst wiederum die deprimierenden Verhältnisse in Berlin vor Augen führte:

„Es war Teddy geradezu anzusehen, wie sie nach Luft schnappte. Ganz harmlos fragte sie noch nach Lokalen und Kabarets, die längst geschlossen waren. Nach Schauspielern, die es längst nicht mehr gab. Sie hatte natürlich vieles in den Zeitungen gelesen, aber nun, in der Wirklichkeit, war doch alles ganz anders. Weniger sensationell vielleicht, aber viel schwerer zu verstehen und viel schwerer zu ertragen.“

Vor diesem Hintergrund muss man „Abschied“ lesen. Zum Zeitpunkt der Niederschrift wusste Sebastian Haffner selbstverständlich nicht im Detail, was in Deutschland in den folgenden Jahren Jahre geschehen würde, doch das Gespür für die kommende Krise trug der junge Mann bereits in sich. Jegliche Befürchtungen von Sebastian Haffners Kindern, der knapp 180 Druckseiten umfassende Text könnte ex post an der väterlichen Reputation kratzen, waren unbegründet. „Abschied“ ist ein schönes Buch von jugendlicher Frische und einem großen emotionalen Druck. Bei der Niederschrift war Haffner gerade einmal 24 Jahre alt, aber man merkt dem Autor an, dass er ein großes Sprachbewusstsein, ein Gespür für Tonlagen, Tempowechsel und auch für Dialoge hat.

Die Zeit läuft davon

In „Abschied“, so drückt es der Journalist Volker Weidermann in seinem Nachwort aus, spricht einer, der weiß, dass er sich mit allem beeilen muss – dem Leben, dem Lieben, dem Schreiben. Abends um 22 Uhr wird Raimunds Zug vom Gare du Nord zurück nach Berlin gehen, zurück in sein Leben als Assessor am Landgericht; zurück in eine quasi frühvergreiste Existenz mit Sahnetorte am Nachmittag und abendlicher Tolstoi-Lektüre im Ohrensessel. Jetzt aber macht er Urlaub in Paris; es ist Wochenende, und der junge Deutsche Raimund Pretzel betrachtet die Freunde, mit dem seine Freundin Teddy sich umgibt, mit einer Mischung aus Faszination, Sympathie und Befremden. Den deutschen Jurastudenten bekommt er nicht gänzlich aus sich heraus; ebenso wenig seine beharrlich schwelende Eifersucht. Vor allem die auf Franz, der wie Teddy im Hotel und in den Tag hinein lebt:

„Ich muss wohl ein paar Worte über Franz Frischauer sagen. Franz Frischauer war groß, blond und sehr schön; er sah aus wie der Erzengel Michael. Er war sehr befreundet mit Teddy, und ich war sehr eifersüchtig auf ihn. Aber er hatte so viel Charme, und namentlich seine süddeutsch-treuherzige Zunge entwaffnete; er stammte aus der Gegend um

Heidelberg. Von Beruf war er ein verlorener Sohn. Er war gebildet, hochmütig, abgerissen, sehr eitel, träumerisch-ehrgeizig, er hatte kein Geld und führte ein komisches Leben.“

Scheinbar leicht hingeworfene und doch treffende Charakterisierungen. Franz ist einer, dem auf einem seiner nächtlichen Streifzüge durch die Stadt die Hose abhandenkommt; der stets abgebrannt und der Inbegriff von Leichtlebigkeit ist. Denn was machen sie den ganzen Tag, diese jungen Menschen um die charismatische Teddy? Sie rauchen und quatschen, gehen in chinesischen Restaurants essen, diskutieren ausgiebig die Vorzüge des chinesischen gegenüber dem indischen Tee und halten sich gerade so eben mit Übersetzer- oder Büroarbeiten über Wasser. Raimund gehört nicht richtig dazu, doch er ist in Teddy verliebt und will vor allem von ihr nicht weg. In Paris sind die Gesetze, mit denen Raimund sich in Berlin zu beschäftigen hat, ebenso außer Kraft gesetzt wie die Gesetze des Alltags. Kein Zufall, dass Raimund seine Armbanduhr in Berlin vergessen hat und sich von einem dubiosen Fräulein Gault, das ebenfalls im Hotel lebt, aus dieser Verlegenheit heraushelfen lässt:

„Unsere Bekanntschaft, von genau vierzehn Tagen, hatte damit begonnen, dass sie mir ihre Uhr pumpete; ich hatte meine in Berlin im Abreisetrubel vergessen, und kaum hörte sie es, als sie mir ihre zweite für vierzehn Tage zur Verfügung stellte. Diese zweite Uhr war keine ausgesprochene Damenuhr, sie war mittelgroß und rund, man kann sagen geschlechtslos; ihr einziger Fehler war, dass sie manchmal stehenblieb.“

So ist das an diesem Wochenende mit dem jungen Raimund und der unsteten Teddy, die sich noch dazu aus nichtigem Anlass verkracht haben und nun ein wenig lauernd umeinander schleichen: Mal rast die Zeit, dann bleibt sie wieder stehen; mal geht die Uhr richtig, dann wieder nicht. Doch angesichts der Klarsichtigkeit des Historikers Sebastian Haffner im Hinblick auf die politischen Verhältnisse ist es mit Sicherheit keine Überinterpretation, wenn man feststellt, dass die Zeit als Metapher in diesem Roman weit über die Liebesgeschichte zwischen Raimund und Teddy hinausreicht. Denn die Zeit wird ja nur knapp, weil die historischen Umstände so sind wie sie sind. Die Krise, so schreibt es der junge Raimund wie nebenbei, war noch nicht richtig erfunden, doch liegt in diesem „noch nicht“ ein Vorgefühl für das, was an Krisen und Katastrophen kommen wird nach diesem Frühjahr 1931. Die Euphorie und die Unbeschwertheit sind in „Abschied“ ebenso greifbar wie die Empfindungen von Trostlosigkeit und Trübsinn, die Raimund in einem kurzen Moment des Innehaltens in den rauschhaften Tagen überkommen:

„Ich dachte daran, wie furchtbar groß und weit und gleichgültig die Welt und der Himmel war und wie sehr klein Teddy, und wie leicht sie verloren gehen könnte, und dann dachte ich an Berlin und den Heidelberger Platz und den vorigen Frühherbst, und ich kniete mich auf üble Art in Erinnerungen hinein, und ich machte das Fenster wieder zu, weil es kalt im Zimmer wurde, und lehnte die Stirn gegen die Scheiben, und mir war die Brust ganz eng und ich war furchtbar sentimental.“

Heroisches Jungmännergeschwätz

Es ist Zwischenkriegszeit. Der Große Krieg ist knapp siebzehn Jahre vorüber; der nächste wird in gut acht Jahren beginnen. Das wissen Teddy und Raimund und Franz und Horwitz, auch einer von den verliebt um Teddy kreisenden Jünglingen, nicht. Aber die Leser des

Romans wissen es, während dessen Personal sich an der Reichhaltigkeit und Vielfalt der kosmopolitischen Metropole erfreut. Auch wenn das Geld in Raimunds Brieftasche ebenso schnell dahinschmilzt wie die Zeit, die ihm noch bis zu seiner Abfahrt am Abend verbleibt. In solchen Momenten lässt sich mit der Angst vor neuen Katastrophen auch immer scherzen. Es ist der Halldori Franz, der wieder und wieder wenig komische Anspielungen auf einen künftigen Krieg macht, in dem es darum geht, Paris zu zerstören:

„Tja“, sagte Franz. „Wenns einen Krieg gäb, da würden wir uns sogar vielleicht wiedersehen, Herr Pretzel, was? Da könnten wir in derselben Flammenwerferbatterie stehen. Da würden wir Paris zerschießen. Das gäb ein Leben, was?“

„Na“, sagte ich, „ich hab ja kein so sehr großes Kriegsbedürfnis.“

„Und Sie wollen melancholisch sein?“, sagte Franz. Na!“

So etwas sagen unreife Jungs, wenn sie es nicht ernst meinen, aber aus heutiger Perspektive wirkt dieses übermütige, pseudoheroische Jungmännergeschwätz eines Hedonisten, der die Sehnsucht nach Zerstörung als melancholisches Lebensgefühl nach außen trägt, durchaus unheimlich und auch prophetisch. Doch „Abschied“ ist nicht nur als Zeitroman lesenswert. Ganz sicher ist der Roman des jungen Sebastian Haffner keine ganz große Literatur, sondern aufmerksam mitgeschriebenes Leben. Aber er ist, neben allem anderen, ein emotional glaubwürdiger und auch anrührender Liebesroman. Gemeinsam streifen Teddy und Raimund an diesem letzten Sonntag durch die Stadt, um all die touristischen Pflichten nachzuholen, die sie offenbar in den beiden Wochen zuvor versäumt haben. Am frühen Abend werden sie im Café auf dem Eiffelturm für schlechten Kuchen und schlechten Kaffee von den Wucherpreisen überrascht. Am Nachmittag haben die beiden den Louvre besucht, um auf einem der Sofas in der Hauptgalerie eine kurze Pause zu machen:

„Wir saßen einträchtig. Es war egal, dass die Zeit verging, jetzt verging sie schön. Es war egal, dass ich fortmusste, jetzt saßen wir hier einträchtig. Wir waren ja eigentlich noch böse und verkracht. Es war egal.“

Das große Rätsel, die Leerstelle in „Abschied“ ist die von allen Seiten begehrte, umworbene Teddy selbst. Während das Innenleben des Ich-Erzählers Raimund logischerweise konsequent ausgeleuchtet wird, ist man an Raimunds Seite im Hinblick auf Teddy auf Mutmaßungen angewiesen. Aus Deutschland, das ist sicher, ist sie geflohen, möglicherweise auch schon mit Blick auf die erstarkende nationalsozialistische Bewegung. Doch in einer kurzen Szene werden beinahe nebenbei weitere, persönliche Beweggründe für Teddys Abkehr von Berlin erzählt:

„In Berlin“, sagte Teddy plötzlich brutal, „da gibt es zweierlei für mich: Verheiratet werden oder ganz kleines Tippfräulein.“

„Du hast Angst vor Berlin.“

„Ja.“

Teddys emotionale Heimatlosigkeit als Kontrast zu der faktischen Gebundenheit Raimunds an Deutschland und zu seinem Bedürfnis nach klaren Strukturen ist ein weiteres Leitmotiv, das der junge Autor Haffner plausibel in seinen Roman integriert hat. Besonders authentisch

wird „Abschied“ durch die zahlreichen Dialoge. Sie sind, das lässt sich nicht anders sagen, in vielen Fällen ausgesprochen leerdrehend. Genau deswegen aber spiegeln sie das fragile Verhältnis zwischen Teddy und Raimund so präzise.

Ein versöhnliches Ende

„Abschied“ endet versöhnlich und traurig zugleich. Versöhnlich, weil Teddy und Raimund achtzehn Minuten vor Abfahrt des Zuges am Gare du Nord wie schon kurz zuvor in Teddys Hotelzimmer doch noch den vermeintlichen Zank begraben und der Zeit ein Schnippchen schlagen:

„Dort blieben wir stehen und küssten uns, und wenn wir aufblickten, sahen wir draußen die Gleise und die Signale und die kleinen Lichter über den Gleisen, alles ganz endlos, endlos, und wir machten die Augen zu und küssten uns wieder, und die Zeit verging gar nicht so furchtbar schnell, sie war ganz gnädig, wenn man sich umsah, zeigten die Bahnhofsuhr immer noch achtzehn oder siebzehn Minuten bis zehn.“

Und traurig, weil sie beide und weil vor allem wir als Leser wissen, dass Raimunds Beklommenheit bei der Verabschiedung über den Moment hinaus Bestand haben wird. Ja, man werde sich schreiben, ganz gewiss. Und sofort relativiert Teddy ihr Versprechen, denn Briefe bekommt sie sehr gerne, nur schreibt sie selbst keine, und sie lachen und sie küssen sich noch einmal. Haffners Roman dekliniert im Laufe eines Wochenendes sämtliche Spielarten des Abschieds durch. Ist zu Beginn noch von der Euphorie des Abschieds die Rede, erscheint er dem aus dem Zugfenster winkenden Raimund, der registriert, wie alle Menschen am Bahnsteig dasselbe rufen, wie ein Massengrab.

Bei ihrem in „Geschichte eines Deutschen“ beschriebenen Berlin-Besuch teilt Gertrude Joseph Haffner mit, dass sie einen Engländer heiraten werde. 1939 emigrierte sie nach Schweden, wo sie 1989 starb. Sebastian Haffner und Gertrude Björklund, wie sie später hieß, blieben noch über Jahrzehnte hinweg in Kontakt. Das ist eine versöhnliche Geschichte. Der Roman „Abschied“, den Haffner selbst offenbar nicht der Veröffentlichung für wert hielt, gehört zu dieser Geschichte. Wie schön, dass er nun, nach fast einem Jahrhundert, zu lesen ist.